

Contenance üben



Ingo Hoehn



Ingo Hoehn

Wenn der Berufsethos den Lebenssinn selbst nach der aktiven Zeit dominiert, hilft auch Reisen nicht für einen Perspektivenwechsel. Andri Beyeler und Martin Bieri schicken zwei alte Herren trotzdem auf Odyssee.

Thierry Frochoux

Der Stücketitel «Geisterspiel» benennt eine Verbandsstrafe für unrühmliches Verhalten – meist der Fans – im Fussball und verlangt einen Match ohne Publikum. Die Strafe haben die beiden namenlosen alten Herren bereits hinter sich: Sie werden in ihrer lebensbestimmenden Berufsaufgabe nicht mehr benötigt. Weil aber das Sein das Bewusstsein bestimmt, sind sowohl Hans Rudolf Spühler wie auch Peter Rinderknecht je von einer ausgeprägten kauzigen Eigenart, in der sich auch die hierarchische Stellung ihrer Tätigkeit in ihrem Handeln und Reden widerspiegelt. Spühler als Spielerberater, halb Talentscout und Manager, war sichtlich was Besseres. Rinderknecht als Materialwart halt nur Dienstleister. Ein Handwerker zwar und mit seinen innovativen Experimenten im Schuhfetten beispielsweise in engen Personenkreisen als überaus findig geachtet. Aus der Perspektive des fussballsozial Höhergestellten ist die praktische Tätigkeit Rinderknechts gleichzusetzen mit einem geringeren intellektuellen Vermögen. Auf ihrer Reise – mit demselben Ziel –, deren Motivation sich letztlich als irrierte Annahme herausstellen wird, kreuzen sich ihre Wege mehrfach und sie begegnen lauter Personen – alle männlichen: Andri Schenardi, alle weiblichen: Ruth Schwegler – an denen sie sich spiegeln. Ein Philosoph, eine Schankfrau, das italienische Talent zum Drama... Beide haben einen grossen Fehler in ihrem Berufsleben begangen, aber das ist nichts, womit lauthals hausiert werden will. Der Praktischere ist aufrichtiger, der Wichtigere verklausulierter. Das Stück entwickelt via eine Vielzahl von Ungefährern nur zaghaft vollständige Bilder der Figuren und diesem einen Hintergrund, den sie zuletzt sogar noch verbinden wird. Aber sowas ginge im Vornherein über jede Vorstellungskraft, also schwadronieren sie über grosse Heldentaten. Eigenen, aber viel öfter noch von

Nationalstolz zeugenden heroischen Taten von Schweizern, die nicht unbedingt in ihrem zentralen Thema, dafür aber historisch und überhaupt manch einer – und gerade der durchreisten – Nation immer schon überlegen war, ist und es auch immer bleiben wird. Eine beinahe amouröse Begegnung wird Rinderknecht mit dem Gefühl einer Überforderung bekanntmachen, während Spühler mit der Orientierung ein vergleichbares Erlebnis erfahren wird, aber da natürlich komplett unverschuldet reingerät. Manuel Bürgin inszeniert diese Erstaufführung entlang einer leicht abschüssigen Sichtbetonwand (Bühne: Beni Küng), in deren Lüftungsschacht Umgebungsbilder ablaufen, die weder die Handlung beeinflussen, noch von vielen im Publikum überhaupt zur Kenntnis genommen werden (können). Und musikalisch. Den generellen Soundteppich legt Sandro Corbat, während Andri Schenardi die besagte Dramabegabung als Arie hinschmettert. Weil die beiden Reisenden sehr viel Zeit haben in ihrer aktuellen Situation wie auch während der Schiffspassage nach Malta, stockt ihr Redefluss mitunter und sind etliche ihrer Konversationen auch gut als Fata Morgana-Ablenkungsmanöver dechiffrierbar: Nur ja nicht «darüber» reden. Der Druck auf diese Verschwiegenheit steigt aber mit jeder neuen Begegnung. Erstens, weil Ruth Schwegler wie auch Andri Schenardi allesamt selbstgewiss in sich ruhende Personen verkörpern, die sich von dieser unterdrückten Nervosität weder beeindrucken noch anstecken lassen. Zweitens, weil sich mit jedem weiteren Sublimationsthema auch immer deutlich herausstellt, wie vergleichbar nicht nur ihre Situation, sondern noch vordringlicher, ihr Problem ist. Beider Fehler bezieht sich auf ein und dieselbe Person. Aber ein Fraternisieren steht ausser Frage, also üben beide Contenance bewahren, so gut, wies eben geht.

«Geisterspiel», bis 9.2., Theater Winkelwiese, Zürich.

Egoismen



Christian Knecht

Die Idee der guten Tat ist in «Willkommen» nur der Auslöser für einen Reigen von persönlichen Positionsbezügen.

Teil einer Wohngemeinschaft zu sein, erfordert Rücksichtnahme und Empathie, die im Zweifel aber schnell zugunsten der Betonung von Anciennität zurückgestellt wird, wenn ein Privileg auf dem Prüfstand steht – oder eine latente Kränkung. Andrea Zogg adaptiert das deutsche Erfolgsstück «Willkommen» auf Zürcher Verhältnisse. Ein jetziger Mieter, Benny (Sebastian Krähenbühl), plant sein Zimmer gerne ein Jahr lang jemandem (oder einer Familie) aus der naheliegenden Asylunterkunft zur Verfügung zu stellen und stellt diese Idee im Plenum zur Disposition. Das individuell gefühlte Verhältnis zu AusländerInnen kocht die Emotionen zwar schnell hoch, wird aber bald vor ganz anderem Unverdaulichem in einer Dringlichkeit abgelöst, als gings ums Überleben. Klipp und klar ist Doro (Sabina Deutsch). Sie bringt ihren Standpunkt gerade heraus auf den Punkt. Der Idealfall für eine Mediation. Aber ihre Haltung ist nicht politisch korrekt. Die Hausherrin Sophie (Anja Martina Schärrer) stellt Doros direktes Gegenteil dar. Sie würde die Not der anderen gerne für die eigene Selbstverwirklichung via endlich mal einem glückenden Kunstprojekt brauchen. Anna (Wendy Güntensperger) sieht sich vom Zeitdruck genötigt, ihre Schwangerschaft zu gestehen und wünscht, ihren Kindsvater hie einzuzuartieren. Jonas (Reto Stalder) enthält sich praktisch allem – er ist eh bald wieder weg. Langsam aber sicher kommt die gesamte Klaviatur menschlicher Egoismen zur Vorschein. Die Mühe um den Schein verblasst neben der Durchsetzung von Eigeninteressen. Ein i-Tüpfelchen auf diese Auslegung platziert der Kindsvater Ahmed (Nicola Perot), der als Secondo eine mit Doros Klauheit vergleichbare Brandrede über seine geliebten Erfahrungen mit Lebensnachteilen als konstant Vorverurteilter präsentiert. Insgesamt wird «Willkommen» zur Aufforderung, die einzig wahre Haltung zu zeigen: Brutale Aufrichtigkeit. froh.

«Willkommen», bis 24.2., Theater am Hechtplatz, Zürich